

Brigitte Weberhofer

ERWACHT AUS MEINER QUAL

Wie viel Wirklichkeit erträgt ein
Mensch, bevor er sich verliert?

©2025 Brigitte Weberhofer

Bildquelle: Erstellt mit Künstlicher Intelligenz (ChatGPT / DALL.E (Open AI))

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH

Julius-Raab-Straße 8

2203 Großebersdorf

Österreich

www.buchschmiede.at – Folge deinem Buchgefühl!

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

info@buchschmiede.at

ISBN:

978-3-99165-613-5 (Paperback)

978-3-99165-611-1 (Hardcover)

978-3-99165-612-8 (E-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

*Für alle, die am Rand des Abgrunds standen, die
das Zerrreißen der Seele spürten und dennoch den
Mut fanden, weiterzugehen.*

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1 - Wenn das Leben verstummt	7
Kapitel 2 - Zwischen Herzschlag und Stille.....	14
Kapitel 3 - Der Tag der Wahrheit	24
Kapitel 4 - Mama, er ist es	34
Kapitel 5 - Wenn die Stille zu laut wird	41
Kapitel 6 - Der Absturz in die Dunkelheit	52
Kapitel 7 - Wenn der Schmerz den Atem raubt.....	66
Kapitel 8 - Heimkehr in die Dunkelheit	75
Kapitel 9 - Am Rand der Stimme.....	80
Kapitel 10 - Ein Tag, der alles veränderte.....	86
Kapitel 11 - Der Schleier der Stille	96
Kapitel 12 - Wo ist mein Kind geblieben?.....	100
Kapitel 13 - Seine Worte, mein Halt	106
Kapitel 14 - Der Schatten des Abends.....	110
Kapitel 15 - Zwischen Hoffnung und Pflicht	123
Kapitel 16 - Die Last des Schweigens	132
Kapitel 17 - Ein Atemzug vor dem Ende.....	140
Kapitel 18 - Und plötzlich war da Licht	146
Kapitel 19 - Zwischen den Welten.....	153
Kapitel 20 - Einfach, ehrlich, wir	155
Kapitel 21 - Gefangen im eigenen Versagen	167
Kapitel 22 - Versteckte Orte, sichtbare Gefühle.....	176
Kapitel 23 - Licht und Leere.....	184
Kapitel 24 - Bitte, bleib	193
Kapitel 25 - Was bleibt, wenn alles verschwindet.....	203
Kapitel 26 - Zwischen den Orten, die ihn kannten.....	209
Kapitel 27 - Ein Hauch von ihm	214
Kapitel 28 - Die Rückkehr des Unmöglichen.....	220

Kapitel 1

Wenn das Leben verstummt

Nun sitze ich wieder hier, wie schon so oft in den letzten Nächten, auf diesem Balkon, ohne zu wissen, was ich mir davon erhoffe, und starre in den Himmel, der einfach nur schwarz ist und weit und leer wirkt.

Der kalte Wind streicht mir durchs Haar, und obwohl ich diese Kälte kenne, trifft sie mich jedes Mal ein wenig härter, als würde sie mich daran erinnern wollen, dass sich nichts verändert hat.

Die Sterne dort oben sind einfach da – unbewegt, gleichgültig, ruhig, fast zu ruhig – und in einem kurzen Moment denke ich, dass ich sie verstehen könnte, dass sie vielleicht irgendetwas sagen, wenn man nur lang genug hinsieht.

Allmählich spüre ich, wie sich die Kälte des Metallgeländers, auf dem ich sitze, still und über mein Gesäß in die Beine frisst. Sie kommt nicht plötzlich, sie kündigt sich nicht an – sie schleicht sich ein wie ein Schatten, der unbemerkt näher rückt. Es ist eine Kälte, die nicht nur den Körper trifft, sondern sich auch in meine Gedanken senkt, schwer und grau. Und während ich dort sitze, regungslos, beginnt die Stille um mich herum zu flüstern. Kein sanftes, tröstendes Schweigen – sondern dieses tiefe, zehrende Nichts, das alles verschluckt. Die Welt scheint sich zurückgezogen zu haben, als hätte sie mich vergessen. Da ist nur noch Leere, eine trostlose

Weite, in der selbst meine Gedanken keinen Halt mehr finden. Und in diesem Moment spüre ich es wieder: dieses durchdringende, lähmende Gefühl, vollkommen allein zu sein. Nicht nur äußerlich, sondern in jenem unsichtbaren Raum, in dem man hofft, wenigstens sich selbst zu begegnen – und doch nur Leere findet.

Es gibt kein Geräusch, keinen Gedanken, der laut genug wäre, um das zu übertönen, was sich in mir ausbreitet, und in diesem Moment ist mir klar, dass ich nicht hier draußen bin, um zur Ruhe zu kommen, sondern weil ich es drinnen noch weniger aushalte. Ich möchte nicht mehr hier sein. Nicht in diesem Körper, nicht in diesem Moment, nicht in diesem Leben. Alles schreit in mir, lautlos – niemand vermag es zu hören.

Kein Blick sieht hindurch, kein Wort erreicht, was tief in mir zerfällt. Ich will nur weg.

Weg von der Leere, die alles verschluckt. So weit weg, wie es nur irgendwie geht.

So weit weg, dass selbst der Schmerz mich nicht mehr findet.

Nicht nur ein Ortswechsel – nein, ein Weltenwechsel.

Ein Ende der Schwere, der wiederkehrenden Erinnerungen, der Hoffnungslosigkeit und der Verzweiflung. Und wenn es der Preis dafür ist, diese Welt zu verlassen – dann ist es der Preis, den ich bereit bin zu zahlen. Nicht aus Schwäche. Nicht aus Feigheit.

Sondern aus dem brennenden Wunsch nach Ruhe.

Nach einem Ort, an dem das Herz nicht mehr gegen sich selbst kämpft.

An dem es still ist – nicht einsam, sondern endlich … still.

Meine Augen füllen sich mit Tränen, ein Zustand, der inzwischen fast zur Gewohnheit geworden ist. Es ist ein merkwürdiges Gefühl – als ob das Leben, das einst so strahlend und unbeschwert war, nun in sich zusammenfällt. Aber wer kann es mir verdenken? Diese Tränen sind vielleicht die einzige Sprache, in der meine Seele noch sprechen kann, nach all dem, was passiert war.

Noch vor wenigen Wochen war mein Leben ein märchenhafter Traum. Jeden Tag wachte ich auf und konnte kaum fassen, wie vollkommen alles war. Ich lebte in der Überzeugung, dass das Glück mich endlich gefunden hatte – und ich war bereit, es so anzunehmen, in absoluter Dankbarkeit.

Es war, als hätte sich langsam ein Kreis geschlossen. Mein neuer Job brachte nicht nur Sicherheit, sondern auch ein Gefühl von Selbstbestimmung, das ich lange vermisst hatte. Das Leben mit meiner Tochter war erfüllt von kleinen Gesten, alltäglichen Routinen, die sich still und doch bedeutungsvoll aneinanderreihen. Und unser Zuhause – mehr als nur vier Wände – war über die Zeit zu einem Rückzugsort geworden. Ein Raum, der unsere Geschichte trug, unsere Kämpfe, unsere stillen Siege. Trotz aller Umwege, der Zweifel, der Tage, an denen alles zu viel schien, hatten wir es geschafft, etwas Eigenes, etwas Echtes zu schaffen.

Und dann trat auch noch ER in mein Leben.

Er – der Mann, von dem ich nie zu träumen gewagt hätte. Der perfekte Mann. So perfekt, wie man ihn sich nur wünschen konnte: hilfsbereit, ehrlich, gutaussehend, einfühlsam. Er hatte dieses Lächeln, das alles andere in den Schatten stellte, diesen Blick, der in die tiefsten Winkel der Seele zu dringen schien. Wir trafen uns in einem kleinen Café, irgendwo in der Stadt, und es fühlte sich an, als würden wir uns schon seit Ewigkeiten kennen. Die Gespräche

flossen mühelos, als wären sie das Natürlichste der Welt. Kein Fremdheitsgefühl, keine Unsicherheit – nur das Gefühl, angekommen zu sein.

Ich wusste es in diesem Moment – bei unserer ersten Begegnung, als wir uns tief in die Augen sahen: Wir waren für einander bestimmt. Das war kein Zufall, keine Laune des Schicksals, es war einfach perfekt. Er war der Mann, den ich mir immer gewünscht hatte, der Mann, von dem ich wusste, dass ich ihn nie wieder loslassen würde.

Die Zeit verstrich so schnell, während wir uns in Gesprächen verloren, die mal leicht, mal tiefgründig waren. Wir sprachen über alles Mögliche – über die kleinen, alltäglichen Dinge, aber auch über Träume, Ängste und längst vergessene Hoffnungen. Es war, als ob der Moment keine Bedeutung mehr hatte, als ob nur noch unsere Worte zählten. Und während ich ihn ansah, spürte ich eine leise, aber unaufhaltsame Veränderung in mir.

Ich hatte niemals geglaubt, dass ich noch einmal einen Mann in mein Leben lassen könnte. Jeder Schritt, den ich zuvor in die Richtung einer Beziehung gemacht hatte, war von Enttäuschung, Schmerz und dem scharfen Gefühl des Verrats begleitet worden. Ich hatte mir geschworen, nie wieder mein Herz zu öffnen, nie wieder einem anderen Menschen die Macht zu geben, es zu brechen. Doch da war er – mit seinen warmen Augen und einer Ruhe, die mich berührte. Etwas an ihm weckte in mir eine Neugier, die ich nicht kannte. Etwas, das mir zuflüsterte, dass er es vielleicht wert war, mein Herz ein letztes Mal zu öffnen.

Es war nicht nur seine Art zu sprechen, sondern auch das, was er sagte. In seinen Worten lag eine Klarheit, eine Wahrheit, die ich längst nicht mehr für möglich gehalten hatte. Er sprach nicht nur von dem, was war, sondern auch von dem, was sein könnte – von

einer Welt, in der Vertrauen nicht nur ein Wort, sondern eine gelebte Realität war. Und ich spürte, dass ich ihm vertrauen konnte, dass ich auf seine Worte bauen durfte.

Während wir uns immer weiter in unseren Gesprächen vertieften, wurde mir klar, wie ähnlich wir uns waren. Unsere Gedanken flossen wie ein Strom, der sich mühelos vereinte, als hätten wir all die Jahre aufeinander gewartet. Unsere Werte, unsere Ansichten, unser Humor – alles schien sich in einer einzigen, unerklärlichen Harmonie zu verweben.

Als ich ihm von meiner Tochter erzählte, spürte ich, wie eine leise Anspannung von mir abfiel. Zuerst hatte ich gezögert, hatte überlegt, wie ich das Thema ansprechen sollte, denn sie war der Mittelpunkt meines Lebens. Doch als ich es schließlich tat, war seine Reaktion ganz anders, als ich erwartet hatte. Kein Zögern, kein skeptischer Blick. Stattdessen lauschte er mir mit einer Aufmerksamkeit, die mich überraschte.

Seine Augen, die bis eben noch voller Neugier auf mir geruht hatten, wurden weicher, als er von meiner Tochter hörte, als er von dem besonderen Band erfuhr, das uns verband.

Ich war erleichtert. Denn meine Tochter war mehr als nur ein Kind – sie war meine Welt. Alles, was ich tat, jede Entscheidung, jeder Schritt, hatte ihren Platz in meinem Leben. In den Jahren, in denen ich sie großzog, war sie die Sonne, um die sich alles drehte. Meine Liebe zu ihr war grenzenlos, und meine Aufmerksamkeit galt in erster Linie nur ihr. Die Vorstellung, jemandem von ihr zu erzählen, hatte in mir stets eine kleine, aber heftige Angst ausgelöst. Die Angst, dass dieser Jemand es nicht verstehen könnte, dass er sich von meiner Mutterrolle, die unaufgebar in mir war, vielleicht überfordert fühlen könnte. Doch in diesem Moment, als ich von meiner

Tochter sprach, passierte genau das Gegenteil. Er schreckte nicht zurück, sondern zeigte Verständnis, Interesse – und vor allem Respekt.

Es war eine Erleichterung, die sich in mir ausbreitete wie ein weicher Schleier, der all die scharfen Kanten meines bisherigen Zweifelns abmilderte. Die Vorstellung, dass ich vielleicht nicht mehr alleine war, dass es jemanden gab, der sich nicht vor den Spuren meiner Vergangenheit fürchtete, sondern sie akzeptierte – das war ein Gefühl, das mich gleichzeitig verwirrte, aber auch beruhigte.

In diesem Moment, als ich seine ruhige Ausstrahlung neben mir spürte, wusste ich, dass ich an einem Wendepunkt stand. Ein Punkt, an dem ich das, was ich für immer verloren geglaubt hatte, vielleicht wiederfinden konnte – Vertrauen, Hoffnung, die Möglichkeit, zu lieben, ohne Angst zu haben. Und während ich in seine Augen sah, war da dieses leise, aber unmissverständliche Gefühl, dass es vielleicht doch nicht zu spät war, mein Herz wieder zu öffnen.

Die Stunden vergingen und mit jedem Augenblick, den wir miteinander verbrachten, spürten wir diese ganz besondere Verbindung, die sich zwischen uns aufbaute. Es war eine Verbindung, die so natürlich und intensiv war, dass wir beide wussten, dass wir uns wiedersehen wollten. Und so verabredeten wir uns für ein weiteres Treffen, ein paar Wochen später, in der Hoffnung, diese unerklärliche Magie weiter zu erleben. Die Vorfreude auf unser nächstes Zusammentreffen war beinahe greifbar, und ich konnte nicht anders, als mich zu fragen, wohin uns diese neue Bekanntschaft führen würde.

Doch wie es das Schicksal so oft will, hielt das Glück, so flüchtig es auch war, nicht lange an. Es war, als ob das Universum einen furchtbaren Streich mit mir spielte, als ob es mir genau das gab, wonach

ich mich immer gesehnt hatte, nur um mir im nächsten Moment das Wichtigste in meinem Leben, meine Tochter, zu nehmen. Und so sitze ich hier nun in der Stille der Nacht und blicke in den Himmel und warte auf den richtigen Moment, um meinem unendlichen Leid ein Ende zu setzen.

Kapitel 2

Zwischen Herzschlag und Stille

Es war der Tag der Verabredung, als ich aus der Dusche stieg. Ich freute mich schon so sehr auf das Treffen. Der Gedanke an diesen Tag ließ mein Herz schneller schlagen, als könnte er alles verändern. Ich war gespannt, was wir voneinander erfahren durften, welche Geheimnisse wir noch nicht geteilt hatten, welche Geschichten wir einander noch erzählen würden. Es war ein Gefühl, das ich nicht genau in Worte fassen konnte, aber ich wusste, dass es etwas Besonderes war.

Es war nicht nur die Vorfreude auf das Treffen selbst, sondern auch die auf den Mann, der sich mir immer mehr in seiner wahren, authentischen Form zeigte. Er war so anders, als ich es je erwartet hatte – charmant, aufmerksam, mit einer Wärme in seiner Stimme, die mich in den Bann zog. Ich freute mich auf den Moment, ihn wiederzusehen, auf das, was zwischen uns war, und auf alles, was dieser Tag bringen würde.

Doch dann, aus dem Nichts, ertönte ein seltsames Geräusch – ein leises Klacken, wie der dumpfe Klang von etwas Hartem, das auf den Boden fällt. Ich hielt kurz inne, mein Herz setzte einen Schlag aus.

Mit einem Mulf im Magen lief ich aus dem Bad, der feuchte Boden unter meinen Füßen ließ mich vorsichtig treten. Doch bevor ich die Tür öffnete, schnappte ich mir noch hastig den Bademantel und zog ihn über. Als ich den Raum betrat, erblickte ich sie – mein größter

Schatz, das Mädchen, das mein Leben mit Licht und Wärme füllte, lag regungslos auf dem Boden. Ein kurzer, unkontrollierter Luftzug entriss mir den Atem, und ich stürzte zu ihr.

„Anna!“, rief ich mit zitternder Stimme, doch ihre Augen waren weit aufgerissen, ihre Haut blass wie der Tod selbst. In einer Panik, die ich nie zuvor gekannt hatte, drehte ich sie zur Seite. Ihr Gesicht, normalerweise von Leben und Lachen erleuchtet, war jetzt weiß wie Marmor. Ihre Lippen hatten eine unheimliche, blauschwarze Farbe angenommen, die wie ein grausiges Symbol des Unheils wirkte.

Meine Hände zitterten, als ich ihren Körper in meine Arme hob, und der Druck in meiner Brust wurde so stark, dass es schien, als ob die Luft sich in meinen Lungen sammelte und mich ersticken wollte. „Anna! Wach auf!“, schrie ich, doch keine Antwort kam. Ihre Augen blieben starr, als ob sie von einer unüberwindbaren Dunkelheit gefangen war. Nur der Mund und der Kopf zuckten unmenschlich.

In einem Anflug von Panik rannte ich, sie fest an mich gedrückt, ins Stiegenhaus. „Hilfe! Bitte, Hilfe!“, brüllte ich, meine Stimme durchbrach die Stille des Hauses wie ein zerbrechendes Glas. Doch trotz der Verzweiflung in meinen Rufen blieb alles ruhig. Kein Schritt, kein Geräusch, das mir signalisierte, dass jemand meine Hilferufe vernahm.

Jeder Moment schien sich zu dehnen, zu dehnen wie eine Ewigkeit. Die Minuten vergingen, doch es fühlte sich an, als ob Stunden ins Land zogen. Die Kälte, die sich in den Ecken des Hauses verbarg, schlich langsam in meine Knochen, als ich am Gang hin und her lief. Kein Geräusch, kein flimmerndes Licht, kein Atemzug durchbrach die schwere Stille.

Ich war fast am Ende meiner Kräfte, als sich endlich etwas rührte. Die Tür öffnete sich einen Spalt, und ich sah eine Silhouette, die sich im Halbdunkel des Flurs abzeichnete. „Was ist los? Was ist passiert?“, fragte eine Stimme, die von einer Mischung aus Überraschung und Besorgnis durchzogen war.

Ich konnte kaum sprechen, meine Kehle war trocken, und jeder Atemzug schmerzte. „Hilfe“, brachte ich hervor, und die Tür öffnete sich weiter. Die Person eilte auf mich zu, griff nach Anna und ich ließ sie in die Arme des Nachbarn gleiten, fühlte, wie sich die Verantwortung, die auf meinen Schultern lag, für einen Moment von mir löste. Doch in meinem Inneren wusste ich, dass der wahre Kampf erst begonnen hatte.

„Ruf die Rettung“, sagte die Stimme, kaum mehr als ein flüsternder Befehl. Es klang fremd, als wäre sie aus einer anderen Welt, und doch wusste ich, dass ich keine Zeit hatte, mich zu fragen, woher sie kam. Mein Blick huschte durch den Raum. Das Handy! Es lag am Küchentisch, nur ein paar Schritte entfernt, und doch wirkte der Weg dorthin unüberwindbar. Meine Finger fühlten sich taub an, als ich versuchte, die Notrufnummer zu wählen. Das Display flimmerte vor meinen Augen, alles schien zu verschwimmen. Ich musste mich konzentrieren, musste es einfach schaffen, doch der Gedanke an das, was gerade passiert war, lähmte mich fast.

Ich tippte wahllos herum, mein Daumen fand nur schwer den richtigen Punkt, als hätte er kein Leben mehr in sich. Dann – endlich – hörte ich das vertraute Klingeln am anderen Ende der Leitung. Mein Atem stockte, als die Stimme einer Frau ertönte: „Rettungsleitstelle, wie kann ich Ihnen helfen?“ Ihre Worte, so ruhig und sachlich, waren wie ein eisiger Wind, der mich aus meinen Gedanken riss. Aber ich konnte nicht antworten. Der Kloß in meinem

Hals schnürte sich zu, und meine Gedanken jagten durch meinen Kopf, ohne Halt zu finden.

„Sie bewegt sich nicht mehr, bitte kommen Sie schnell, sie bewegt sich nicht mehr“, stieß ich dann endlich hervor. Die Worte waren ein einziges, verzweifeltes Beben, das sich durch meinen Körper zog. Meine Tochter, mein kleines Mädchen, lag regungslos in meinen Armen. Was war passiert? Warum konnte ich nichts tun?

„Kommen Sie schnell, bitte“, wiederholte ich, die Tränen stiegen mir in die Augen, doch ich konnte sie nicht zulassen. Ich musste stark bleiben, musste für sie da sein. Doch was konnte ich tun, wenn meine ganze Welt gerade in sich zusammenzubrechen schien?

Am anderen Ende der Leitung hörte ich das hektische Tippen auf einer Tastatur, dann ertönte erneut die Stimme der Dame: „Ich bitte, bleiben Sie ruhig. Helfen Sie mir, die Situation zu verstehen. Wo befinden Sie sich?“ Die Stimme war direkt und fest, aber ich konnte die Anspannung hinter den Worten hören. Die Zeit verging nicht schnell genug, der Sekundenzeiger tickte wie in Zeitlupe.

„In der Wohnung“, stammelte ich, „im Flur … sie … sie hat sich einfach nicht mehr bewegt. Ich weiß nicht, was passiert ist.“

„Atmet sie?“, fragte sie mit einer Ruhe, die mich fast verrückt machte. Natürlich atmete sie nicht – das wusste ich doch. Meine Zunge war wie gelähmt, ich konnte keine weiteren Worte finden.

„Beruhigen Sie sich, wir sind gleich da“, sagte die Stimme wie ein fester Anker in der Mitte meines Chaos. „Halten Sie die Verbindung, wir brauchen genauere Angaben. Versuchen Sie, ruhig zu bleiben. Was hat sie getragen? Wie alt ist sie?“

„Fünf ... fünf Jahre“, brachte ich mit Mühe hervor, während ich die kleine Hand meiner Tochter hielt, die so winzig und kraftlos war. „Eine blaue Hose und ein rosa T-Shirt. Bitte, sie muss leben!“

Die Minuten zogen sich wie Stunden, aber ich hielt das Handy fest an mein Ohr, hörte auf jedes Wort, jedes Geräusch von der anderen Seite der Leitung, als könnte das die Zeit irgendwie überlisten. Der Rettungswagen war auf dem Weg, das wusste ich. Aber der Gedanke, dass sie vielleicht schon zu spät kommen könnten, nagte an mir.

Mein Nachbar, der die ganze Zeit nicht von unserer Seite wich, führte das Gespräch mit der Rettungsleitstelle weiter - weiterhin beruhigend, doch seine Stimme hatte einen Hauch von Dringlichkeit, die er mit aller Kraft versuchte zu verbergen. Ich hörte, wie er Anweisungen gab, wie er sich darauf vorbereitete, in wenigen Augenblicken bei mir zu sein. Aber es fühlte sich an, als wäre die Zeit nicht auf meiner Seite. Jedes einzelne Geräusch um mich herum schien sich zu dehnen, während ich meine Tochter betrachtete, die in meinen Armen lag, als wäre sie eine andere Person, ein kleines, fremdes Wesen, das keinen Platz mehr in dieser Welt hatte.

„Sie müssen schnell kommen“, wiederholte ich, immer wieder, bis es mir wie ein Mantra vorkam. Doch je mehr ich es sagte, desto mehr schien es an Bedeutung zu verlieren, und ich konnte nur hoffen, dass dieser Anruf der Rettung nicht zu spät war.

Endlich, nach einer gefühlten Ewigkeit, die in mir wie Stunden verging, hörte ich das durchdringende Sirenengeräusch des Rettungswagens, das die Stille in meinem Kopf zerbrach. Das Geräusch, das so viel versprach – Hilfe, Rettung, Hoffnung. Ich wusste, es war jetzt nur noch eine Frage von Minuten, doch jede dieser Minuten fühlte sich an wie eine Ewigkeit. Die Sanitäter

stürmten die Treppe hinauf, gefolgt vom Notarzt, der mit einer Ruhe und Entschlossenheit, die mir in diesem Moment so fremd erschien, unsere Wohnung betrat.

Sie nahmen mein kleines Mädchen in ihre Arme, und ich konnte kaum fassen, dass sie es endlich in ihren Händen hielten. Doch ich stand wie erstarrt, unfähig, mich zu bewegen. Mein Blick war fest auf ihr Gesicht gerichtet, auf die blassen Züge, die so leblos und zerbrechlich wirkten. Sie war mein Alles, und jetzt – jetzt konnte ich nichts tun. Nichts. Der Kloß in meinem Hals schnürte sich fester, als der Notarzt begann, ihr zu helfen.

Während er sich um sie kümmerte, schlich sich Panik in mir ein. Die Wellen der Hilflosigkeit überfluteten mich, immer stärker, immer bedrohlicher. Was hatte ich getan? Was war passiert? Mein Herz raste, die Gedanken schossen wie wild durch meinen Kopf. Ich konnte nicht begreifen, was gerade geschah, ich konnte es nicht fassen. Wäre ich doch nur schneller gewesen, hätte ich es nur früher bemerkt ... Aber jetzt, da alles zu spät war, war es ein schmerzlicher Bruch zwischen dem, was war und dem, was hätte sein können.

Und dann – ein leises Zucken. Ein Zeichen, das zart und doch so stark war. Mein Mädchen begann, langsam, so unglaublich langsam, wieder ihr Bewusstsein zu erlangen. Ein leises Stöhnen, dann ein Zucken ihrer Augenlider. Und schließlich das unmissverständliche Geräusch, das alles in mir erschütterte: das Schreien. Ein Weinen, das den Raum erfüllte, das wie ein Befreiungsschlag in meinem Inneren klang. Es war, als ob die Zeit in diesem Moment innehaltend würde, als sich der Schleier des Schreckens für einen Augenblick lüftete.

Der Notarzt übergab mir meine Tochter, und ich nahm sie in meine Arme, noch benommen von dem, was gerade geschehen war. Ich

konnte kaum glauben, dass sie es geschafft hatte. Der Schock über das, was wir gerade durchlebt hatten, lähmte mich fast. Doch ohne zu zögern, ohne einen Moment der Unsicherheit, nahm ich sie in meine Arme und trug sie, zitternd und voller Angst, die Stiegen hinunter zum Rettungswagen.

Der Weg ins Krankenhaus war endlos. Mein Herz pochte wie ein Donner in meiner Brust, und der kalte Hauch der Realität schien mich nicht loszulassen. Ich konnte es kaum fassen, was geschehen war. Es fühlte sich an, als wäre ich in einem bösen Traum gefangen – einem Traum, aus dem ich nicht erwachen konnte. Doch alles, was ich wusste, war, dass ich meine Tochter an meiner Seite hatte, dass sie wieder bei mir war, und ich durfte nie wieder zulassen, dass uns etwas so Schreckliches widerfuhr.

Für mich war es, als ob nichts real sei. Der Schmerz, die Angst, die Erleichterung – sie alle schienen in einem fremden, fernen Raum zu existieren. Es war ein Albtraum, aus dem ich nicht zu erwachen vermochte. Nur eines war klar: Ich brauchte mein Mädchen, ich brauchte sie hier und jetzt. Und ich konnte nur hoffen, dass der Traum, aus dem ich nicht entkommen konnte, bald enden würde.

Immer und immer wieder sah ich die Bilder vor mir – die Szenen, die sich wie ein dunkler Schleier in mein Gedächtnis brannten. Und jedes Mal, wenn sie auftauchten, fühlte ich diese Enge in meiner Brust, als würde mir jemand die Luft zum Atmen nehmen. Es war ein Gefühl, das mich nicht losließ, das mich in den tiefsten Winkeln meiner Seele erreichte und dort verweilte. Ich konnte mir nie etwas Erfüllenderes vorstellen, als Mama zu sein. Es war der Traum, den ich mir immer gewünscht hatte, und als er sich erfüllte, fühlte ich mich ganz. Ich war so glücklich, so unglaublich stolz, diese kleine, kostbare Seele in meinen Armen zu halten. Jede Sekunde, die ich mit meiner Tochter verbrachte, war ein Geschenk. Sie erfüllte mich